

Freitag den 16. März 1849.

Die Volksvertretung nach Ständen.

(Fortsetzung der Gegenerwiderung.)

Es wird ferner in No. 16 d. Bl. behauptet, daß — die Einführung der Vertretung nach Ständen — heißt nichts anders, als eine Wiederherstellung der privilegierten Volksvertretung etc., und mit der Frage geschlossen: was bliebe dann für die große Mehrheit des Volks übrig?

Diese merkwürdige Art der Beweisführung hat entweder stark auf die Kurzsichtigkeit und Leichtgläubigkeit, oder auf die Verblendung der Leidenschaft gerechnet, und ihr, auf daß es ja nicht fehle, die abgenagten Brocken „Abel und Geistlichkeit“ zu wiederholten Malen vorgeworfen. Unmittelbar von diesem Sage hat man den Anlauf genommen, die Vertretung nach Ständen den Lesern vor Augen zu führen.

Die Darstellung fängt aus guten Gründen mit dem Adel und der Geistlichkeit an und steigt bis auf die Gewerbe und den niederen Bauernstand herab. Auf einmal wird man des Verfehls gewahr, daß die große Mehrheit des Volks schon genannt ist, was nicht in den Kram paßt, und deswegen kehrt man zurück, nimmt einen neuen Anlauf, und hört mit den Advokaten und Künstlern auf, um einen Schein für die Frage zu gewinnen: was bliebe dann für die große Mehrheit des Volkes übrig? Gewiß, hier ist etwas Anderes, als bloß Scharfsinn und Kunst! Daß man mit der angewandten Manipulation auch zum ganz entgegengesetzten Resultat gelangen könnte, bedarf kaum dieser Andeutung.

Weiter wird behauptet: „Es wäre eine große Täuschung, zu glauben, bisher seyen die Interessen der verschiedenen Stände nicht durch Angehörige vertreten gewesen. Man betrachte die Zusammensetzung der jetzigen wie der früheren Kammern!“

Dieser Aufforderung wollen wir folgen; Thatsachen sind mehr, als Behauptungen.

Nach dem Staatsbandbuch bestanden die Abgeordneten der Stände und Aemter

	im Jahr 1848:	im Jahr 1839:
aus Staatsdienern	40	31
„ Korporationsdienern	22	32
„ Advokaten	2	1
„ Kaufleuten und Fabrikanten	6	5
„ Bauern	—	—
„ Gewerbsleuten	—	—
„ Tagelöhnern und Arbeitern	—	—
„ Kirchen- und Schuldienern	—	1
	70	70

Wenn das Verhältniß der einen oder andern Kammer und insbesondere der jetzigen sich auch etwas günstiger herausstellt, so treffen doch obige Behauptungen noch lange nicht zu.

Sehen wir auch von der großen Zahl der Staatsdiener ab, so finden wir selbst bei den Korporationsdienern Viele, die nach ihrem Bildungs- und Lebensgang unter die Kategorie der Staatsdiener gerechnet werden müssen und ursprünglich dem Gelehrten oder Schreiberstande angehören. So war die große Mehrheit des Volks also nicht durch Angehörige, sondern von Leuten vertreten, die die Volkszustände ihr Leben lang nur durch die Brille an-

sahen, so daß man keinen Augenblick mehr sich wundern darf, wenn im Jahr 1836 ein Schulgesetz gegeben wurde, das den Lehrstand so wenig, als die Gemeinden befriedigte, und schon wieder durch ein neues abgeschafft werden soll, und daß Gesetzbücher aus der hohen Versammlung hervorgingen, die im Volke nur mit großem Widerwillen aufgenommen wurden.

Was wir von der Versicherung, „daß die Volksvertreter für das Gemeinwohl seyn werden, auch wenn kein Vertreter des besondern Berufs unter ihnen sitzen sollte“, halten dürfen, lehrt die Vergangenheit.

Die mancherlei Steuerprivilegien der obern Stände, wodurch die mittlern und untern überlastet wurden; die hohen Besoldungen und reichen Diäten der obern Staatsbeamten, die schon so vielfach den Neid und die Mißgunst im Volke rege machten; die hohen Gebühren-Regulative der Advokaten, welche den mittlern und untern Ständen die Benützung dieser Rechtshilfe fast unmöglich machen; die ungemessene Handels- und Gewerbefreiheit, welche die Handwerker zu Grunde richtet. Dieses und anderes dergleichen, was Gegenstand allgemeiner Volksklagen und Volksklagen geworden ist, kommt doch nur daher, daß die obern Stände in der Kammer zu stark und die untern gar nicht oder zu schwach vertreten waren, und darum die Verbindung nicht vorhanden war, welche eine billige Ausgleichung der Standesinteressen mit Nothwendigkeit hatten herbeigeführt. Freilich wäre es irrig, zu glauben, die Vertretung nach Ständen könnte den besondern Interessen einen Vorzug verschaffen, aber das glaubt man eben auch nicht, und es ist von dem Gegner bloß gesagt, um diese Idee dem Volke zu verdächtigen und es dagegen einzunehmen.

Wir wollen ja überhaupt kein „Vorrecht“, sondern „Gleichberechtigung“, und darum auch keine Bevorzugung des Sonderinteresses, sondern eine „zum allgemeinen Besten billige Ausgleichung“ derselben unter sich; damit aber dieses möglich ist, so müssen alle Interessen durch Kundige geltend gemacht und vertreten seyn, und dieses ist nur wahrhaft möglich bei einer Vertretung nach Ständen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Verwendung des Ablösungskapitals im Falle eines Kriegs.

Die Ablösungsfrage beschäftigt ohne Zweifel vor andern den Landmann in der gegenwärtigen Zeit am meisten. Gerne nähme er von der einen Seite das Geschenk, welches man ihm mit der Ablösung zu machen gedenkt, an; denn, denkt er, in 25 Jahren einen Grundbesitz zu haben, von dem man nichts mehr verabreichen darf, dessen ganzer Ertrag Eigenthum im vollsten Sinne des Wortes ist, — das wäre doch etwas Schönes. Aber das freundliche Bild, welches ihm in der Ablösung entgegentritt, scheint ihm in der gegenwärtigen Zeit mit einem doppelten düsteren Flore umhüllt zu seyn.

Einmal ist es die drückende Geldarmuth, welche es fast zur Unmöglichkeit zu machen scheint, den Ablösungsschilling alljährlich abzurufen. Und, — wenn man hieran auch die letzten Kräfte mit der größten Anstrengung wagen wollte, so ist es die Unsicherheit unserer staatlichen Zu-

gshäfts-Verbind-  
hätte, hiemit auf-  
Tagen  
achen, indem ich  
it mich aller und  
lichkeit enthoben

Günther.

ig.  
gung.  
bekannt, daß der  
n für die unglück-  
ng en annehme-  
er so werthvolle  
genden des Ver-  
von letzten Mon-  
und letzten Dien-  
n mit Kleidern,  
ug, Beuten und  
singen abgesandt  
mann Klaff hat  
ch Stuttgart ber-  
er Dank den ed-  
ch die Gemüther  
fragen oft auch  
berliebe sind wir  
Wohlbüchtigkeit  
bei Altenstaigs  
ulchste bewährt.  
Volksverein.

ig.  
verkauften  
at circa 6 Die-  
orzüglichster Qua-  
n billigsten Prei-  
sen.

rg-Henkle,  
erschmid.

d.  
rkauf  
n, worunter ein  
auf am  
m 17. dieß  
ttags,  
autter,  
Kirche.

d.  
Besuch.  
Knaben nimmt  
eile, Hafner.

heil.  
Stuger, ohne  
Schaff, und  
Jagdgewehr zu

Brischar.



stände, die Furcht vor einem Kriege, welche geeignet ist, von der Ablösung zurückzuschrecken.

Der Krieg fordert, wie wir leider durch das Jahr 1848 aufs Neue belehrt worden sind, bedeutende Geldopfer. Man wird also, wenn ein weiterer Krieg ausbricht, der natürlich wieder große Summen fordern muß, da nehmen, wo ist. Die heilige Versicherung, aus dem Ablösungskapital werde ein Grundstock gebildet, von dessen Erträgen die Bedürfnisse des Staates werden gedeckt werden, mußte durch die eiserne Nothwendigkeit des blutgerötheten Schwertes gebrochen werden. Die Anstrengungen, welche man gemacht, um sich einer Last zu entledigen, wären also völlig vergebens. Man mußte nach wie vor eben Abgaben bezahlen und wieder bezahlen. Zugegeben. Jedoch fordert die Wichtigkeit der Sache, sie von jeder Seite, von welcher es möglich ist, ins Auge zu fassen.

Der Krieg ist ein Unglück, an dem das ganze Volk zu tragen hat; ja er wird ganz mittelst seiner Kräfte geführt. Bringt ein solches Unglück unversehens über ein Volk herein, und zudem noch in einer Zeit, in welcher seine Staatskasse nicht mit den gehörigen Mitteln versehen ist, zu was Anderem kann man greifen, da der Augenblick drängt, als daß man jählings Kriegsteuern ausschreibt und erhebt? Wird man aber, bei einem raschen Verlaufe des Krieges die nöthige Zeit finden, alle Gegenstände und Wege mit der gehörigen Umsicht und Billigkeit zu ermitteln, von welchen und auf denen die Steuerpflichtigen auf die schonendste und gerechteste Weise die Abgaben zu entrichten haben, die man nun einmal zu Führung des Krieges bedarf? Leute, welche die letzte Kriegszeit, welche auf Deutschland gelastet, durchlebt haben, werden Zeugniß geben können, wie man das Nöthige als das Beste genommen, um die augenblicklichen Bedürfnisse zu befriedigen. Zudem mußte im Augenblicke geben, wer da hatte, nahm man ihm auch was er hatte. Die Ungunst der Umstände ließ es nun nicht zu, die Lasten auf die Pflichtigen so zu vertheilen, wie es die Gerechtigkeit gefordert hätte. Dieses rasche Zugreifen wäre doch wohl nicht möglich, wenn ein gewisser Vorrath vorhanden wäre, welchen man um so mehr mit Umsicht verwenden könnte, als die Zeit, welche man sonst erst zum Beitreiben der nöthigen Mittel verwenden mußte, auf eine umsichtige Verwendung angewendet werden könnte.

Wird dann der Grundstock durch ein solches Unglück erschöpft, so bleibt fürs Erste immer das gewonnen, was sonst im eiligen Drange der Umstände verschleudert, oder wenigstens oft verkehrt angewendet zu werden pflegte; — und — da die Verhältnisse eines Staates und Volkes durch einen Krieg oft ganz andere werden, so ist doch immer wieder eine günstigere Gelegenheit vorhanden, die Steuerquellen auf gerechte Weise zu ermitteln, was, ohne Zeit zur gehörigen Erwägung zu haben, nimmermehr möglich ist.

Es dürfte, von diesem Standpunkte aus betrachtet, die Ablösung, auch unter den dermaligen Verhältnissen, nicht als unräthlich erscheinen.

### Das Gesicht im Königsschloß in Stockholm.

An Königsschlösser knüpfen sich überall gespenstische Sagen, deren Anzucht, wenn sie auch mit ungläubigem Lächeln erzählt und angehört werden, doch oft nicht zu beweisen ist. Andern ist es mit dem geschriebenem Wort,

anerkannt von Zeitgenossen, von mehreren, die sich zusammen für einen Ebatbestand verbürgen. So existirt im schwedischen Reichsarchiv ein Altenstück, unterzeichnet vom Könige Karl XI., dem Kammerherrn Grafen Brabe, dem Leibarzt Baumgarten und dem Schloßkassellan, das jedem Fremden bereitwillig gezeigt wird und folgende Begebenheit als unbezweifelt wahr bezeugt.

Karl XI. (Vater Karls XII.) war einer der weisesten Könige von Schweden. Er bestimmte die Vorrechte und Obliegenheiten der Stände des schwedischen Volkes und gab seinem Reiche viel nützliche Gesetze. Ueberdem war er ein gebildeter, tapferer, frommer, gelehrter und kateblütiger Mann, der keineswegs zur Phantasterte sich neigte. Er verlor seine Gemahlin, Ulrike Eleonore, und obgleich er sie bei Lebzeiten nicht mit übergroßer Zärtlichkeit behandelt hatte, so bedauerte er doch ihren Tod mehr als man erwartete. Von dieser Zeit an wurde er schwermüthiger und wortfarger wie früher, und suchte in der rastlosen Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten Zerstreuung seines Kummer. An einem Herbstabende saß er im Schlafrocke und in Pantoffeln vor dem Kamin in dem Schloße zu Stockholm. Es war das alte Schloß auf dem Rittersholm am Malarssee, eine Facade mit zwei vorspringenden Seitenflügeln bildend. Das Cabinet des Königs befand sich am Ende eines dieser Flügel, gegenüber in dem andern der damalige Reichsstandesaal. Im Zimmer des Königs war an jenem Abende bei ihm der Kammerherr Graf Brabe, der des Königs volles Vertrauen besaß, und der Leibarzt Baumgarten, ein verständiger Mann, der keinen andern Glauben gestatten wollte, als den man aus der Wissenschaft schöpfe. Der König saß an diesem Abend ungewöhnlich lange am Kamin und schweigend mit gebeugtem Haupte in die verlöschenden Kohlen. Brabe hatte den König mehrmals erinnert, daß es Zeit sey, zur Ruhe zu gehen, der aber wies das Anmahnen stets mit einer Bewegung der Hand zurück, und als nun der Arzt auch seine Meinung äußerte, wie schädlich der Gesundheit solch langes Wachen sey, sprach der Monarch zu ihnen: Ich bitte, meine Herren! verlassen Sie mich noch nicht, mich sticht der Schlaf! Die beiden Herren unterhielten sich nun halblaut wie vorher, und Brabe, der glaubte, den Gram des Königs über die verlorene Gemahlin dadurch zu beschwichtigen, wandte sich zu diesem, indem er auf ein Portrait der Verstorbenen mit den Worten wies: Welche Aehnlichkeit, welche Sanftmuth und Größe sprechen aus diesen Gesichtszügen! Wor-auf ihm Karl halb argertlich erwiderte: Es ist nicht so! der Vater war ein Schmeichler und die Königin nie so schön!

Dann aber, als ob er die Aeußerung bereue, erhob er sich von seinem Sessel, ging seufzend einigemal im Zimmer auf und ab, und blieb plötzlich an einem Fenster stehen, das nach dem Hof hinausführte. Die Nacht war dunkel, der Mond nicht am Firmament. Dem König schien es, als seyen die Fenster des gegenüberliegenden Reichsstandesaals erleuchtet; anfangs glaubte er, daß irgend ein Diener dort mit Licht umberginge, auch wohl, daß dort vielleicht Feuer ausgebrochen sey, allein beide Vermuthungen waren irrig. Unterdeß waren Brabe und Baumgarten auf den Wink des Königs auch hinzugetreten und sahen dasselbe. Der Erstere wollte nach einem Pagen klingeln, der Monarch aber hielt ihn mit den Worten zurück: Lassen Sie das! ich will selbst in den Saal gehen!

Dggleich mit fester Arzt fol sich an d wahrte, men des Der eric bunde Saale Wände fragte de lan keine nig rasch treue Br Kastellan nig, nid ihr Spie Alle ein s

Der dem der klappern der Wad stieß mit hin durch lan zu öp zitterte.

digster deutsche haben wi Nun riß Hand un allein ber thür un Hell erle wallen Abdolf erb schwedisch Eine groß her: die Bürger sammelten nige und

Auf ger Leich stand ein Sessellebn purmantel Schriften tende Ma anzuschau erhob sich Henkerbeil Begleiter, men, ohne Plötzlich Plake un Buch, das Saale. öffnete sich schöner K Blicke um durch Str wild schau

die sich zusam-  
So existirt in  
unterzeichnet vom  
afsen Brabe, tem  
ellab, das jedem  
lgende Begeben-

einer der weisse-  
te die Vorrechte  
wedischen Volkes  
sche. Ueberdem  
r, gefesteter und  
Phantastere sich  
e Leonore, und  
übergroßer Zart-  
doch ihren Tod  
eit an wurde er  
er, und suchte in  
gelegeneiten Zer-  
Herbstabend saß  
in Kamin in dem  
alte Schloß auf  
de mit zwei vor-  
Kabinet des Kö-  
luzel, gegenüber  
esagt. Im Zim-  
ei ihm der Kam-  
volles Vertrauen  
ein verständiger  
etten wollte, als  
Der König saß  
Kamin und sah  
die verlöschenden  
als erinnert, daß  
r wies das An-  
band zurück, und  
äußerte, wie schäd-  
seu, sprach der  
Herren! verlassen  
blaf! Die beiden  
wie vorher, und  
igs über die ver-  
en, wandte sich  
der Verstorbenen  
eit, welche Sanft-  
ichtsätzen! Wor-  
Es ist nicht so!  
die Königin nie

ng bereue, erhob  
einigemal im Zim-  
einem Fenster ste-  
Die Nacht war  
nt. Dem König  
gegenüberliegenden  
abte er, daß irgend  
auch wohl, daß  
allein beide Ver-  
waren Brabe und  
auch hinzutreten  
nach einem Pagen  
it den Worten zu-  
den Saal gehen!

Obgleich bleich und mit Schrecken im Angesicht verließ er mit festem Schritte das Kabinet, der Kammerherr und der Arzt folgten ihm mit brennenden Kerzen. Man begab sich an das Zimmer des Kastellans, der die Schlüssel bewahrte, weckte ihn und Baumgarten befahl ihm im Namen des Königs die Thür zum Reichssaale zu öffnen. Der erschrockene alte Mann erschien mit seinem Schlüsselbunde und öffnete die Gallerie, die als Vorzimmer zum Saale diente. Mit Entsetzen sahen Alle, daß hier die Wände schwarz behängt waren. Wer hat das befohlen? fragte der König mit zorniger Stimme, worauf der Kastellan keine Antwort geben konnte. Unterdeß hatte der König rasch die Gallerie durchschritten, ihm zur Seite der treue Brabe, während der Freigeist Baumgarten und der Kastellan zögernd folgten. Der Letztere beschwor den König, nicht weiter zu gehen, weil wohl böse Geister hier ihr Spiel treiben dürften. Auch Brabe rieth ab, weil Alle ein seltsames Geräusch im Saale zu vernehmen glaubten.

Der mit jedem Schritt ängstlicher werdende Arzt aber, dem der Wind die Kerze verlöscht hatte, bat mit Zähneklappern um Erlaubniß, wenigstens doch 20 Trabanten der Wache heraufholen zu dürfen. Der König dagegen stieß mit dem Fuße gegen die eichene Thür, daß es weit hin durch die Gemächer eröthnte, und befahl dem Kastellan zu öffnen. Dieser vermochte es nicht, denn seine Hand zitterte. Brabe antwortete auf den gleichen Befehl: Gnädigster Herr! gebieten Sie mir auf eine dänische oder deutsche Batterie loszugehen, so werde ich gehorchen; hier haben wir es aber mit den Mächten der Hölle zu thun! Nun riß der König dem Kastellan den Schlüssel aus der Hand und mit den Worten: Ich sehe, daß die Sache mich allein betrifft, Gott helfe mir! öffnete er die schwere Eichenthür und trat in den Saal, seine Begleiter folgten ihm. Hell erleuchtet war der Reichssaal, schwarze Vorhänge wallten von den Wänden, vor denen die von Gustav Adolph erbeuteten feindlichen Fahnen aufgezplant waren, die schwedischen Ständarten aber verhüllte ein Trauerflor. Eine große Versammlung saß auf den Bänken rings umher: die vier Reichsstände des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und der Bauern. Aber die Gesichter der Versammelten, bleich vom Kerzenschimmer, waren dem Könige und seinen Begleitern unbekannt.

Auf dem Throne am Ende des Saals lag ein blutiger Leichnam im königlichen Ornat, zu seiner Rechten stand ein gekrönter Knabe, und links, die Hand auf die Sessellehne des Throns gestützt, ein Mann im weiten Purpurmantel. An einem Tische, bedeckt mit Büchern und Schriften, vor dem Throne saßen ernste, Ehrfurcht gebietende Männer in langen, schwarzen Mänteln, wie Richter anzuschauen. Zwischen diesem Tische und dem Throne erhob sich ein niederes, schwarzes Schaffot, mit Bloß und Henkerbeil. Niemand beachtete den König und seine drei Begleiter, die ein Murmeln in der Versammlung vernahmen, ohne daß ein deutliches Wort zu ihrem Ohre drang. Plötzlich erhob sich der älteste der Richter von seinem Platze und schlug dreimal mit der Hand auf das offene Buch, das vor ihm lag. Und lautlos ward es im weiten Saale. Die den Eingetretenen gegenüberliegende Thür öffnete sich und herein schritten einige jüngere Männer in schöner Kleidung, hoch das Haupt tragend und stolz die Blicke umherwerfend. Aber ihre Hände waren rückwärts durch Stricke gefesselt, und an den Enden hielt sie ein wild schauender Mann, gekleidet in ein Wamms von Elenn-

leder, fest. Als der vorderste der Gefangenen, wie es schien, der bedeutendste seiner Gefährten, dem Schaffot nahe gekommen, blickte er mit höhnendem Lächeln erst auf dasselbe und dann nach dem königlichen Leichnam auf dem Throne.

Der Leichnam aber erbebt wie im letzten Todeskampfe und aus der Wunde floß helles, rothes Blut. Dann kniete der Gefangene am Bloße nieder, der Mann im Elennköller erhob das Beil, und zischend fuhr es durch den Nacken des Verurtheilten, dessen Blut strömend vom Schaffot herab zum Throne floß und sich dort mit dem königlichen Blute vereinigte; das abgeschlagene Haupt rollte bis zu den Füßen Karls XI. und bespritzte sie mit Blut. Der fürchterliche Anblick löste das dumpfe Schweigen des Königs; nun trat er einige Schritte vor und sprach zu dem Manne im Regentenmantel: Bist du von Gott gesandt, so rede! bist du nicht von Gott, so laß uns in Frieden! Und langsam mit feierlicher Stimme antwortete ihm die Gestalt: König Karl! dieses Blut wird nicht während deiner Regierung fließen, aber — und hier ward die Stimme lauter — nach fünf Regierungen. Wehe, wehe, wehe dem Hause Wasa! Und wie die Worte geendet, verschwammen allmalig alle Gestalten und Alles rings umher wie im abendlichen Herbstnebel, die Kerzen erlöschten, und nur die, welche die Begleiter des Königs in Händen hielten, beleuchteten noch den Saal in seinem gewöhnlichen Schmucke. Ein Rauschen und Säuseln, wie von fallenden, dünnen Baumblättern, und ein Tönen wie ferne Harfenklänge war nur noch hörbar, bis auch dieses verschwand. Der ganze Vorgang hatte ungefähr zehn Minuten gedauert. Nichts blieb zurück als die Erinnerung des Geschehenen und ein großer Blutstreck auf einem Pantoffel des Königs. Der König lehrte schweigend mit seinen Begleitern in sein Gemach zurück, man holte den Kanzler herbei, und von ihm ward noch in derselben Nacht das Protokoll über die ganze Begebenheit aufgesetzt und von denen, die sie erlebt, an Eidesstatt unterzeichnet. Dieses Aktenstück existirt wirklich; die gespenstische Vorschau hat sich als wahr erwiesen: jener königliche Leichnam war Gustav III., der fünfte Regent nach Karl XI., der Entthronete Anstarrström, der gekrönte Knabe Gustav IV., und der Alte am Throne der Regent des Königreichs, der nachmalige Karl XIII.

Wir wollen zu dieser als „unbezweifelte wahr bezeugten“ Erzählung nur hinzufügen, daß wir trotzdem an das Gesicht nicht glauben. Haben die Männer wirklich gesehen, was sie vorgeben gesehen zu haben und bezeugen, so liegt irgend ein Betrug zum Grunde, um wer weiß welchen Zweck dadurch zu erreichen.

### Der Brand in Güglingen.

Ueber den schrecklichen Brand in Güglingen erhält man nunmehr genauere Nachrichten von einem Bewohner des unglücklichen Städtchens, welcher den Brand von Anfang bis zu Ende mit angesehen, selbst vom Feuer verschont, vielen Bekannten und Freunden helfend beige-sprungen ist. Wir entnehmen seinem Schreiben nachstehende getreue umfassende Schilderung: Das Feuer brach gegen 12½ Uhr in der Scheuer des Stadtschultheißen Müller, die dreitheilig ist, aus, verbreitete sich in rasender Schnelligkeit, durch den Westwind getrieben, über die nächst gelegenen Häuser, welche groß und eng beisammen gebaut sind. Etwa ¼ Stunden später wurden schon mit Ueber-

Sprengung anderer näher gelegenen Gebäude, Wohnungen in entfernteren Stadttheilen vom Feuer ergriffen, so daß nach kaum einer Stunde, nach Ausbruch des Brandes, die Stadt schon von drei Seiten, aber nur wohin die Strömung des Windes ging, brannte, indem die Flammen stets die höchsten aber alte, dürre und holzreichen Gebäude ergriffen. Wie das Feuer Häuser übersprang zeigte sich daran, daß unser Kirchturm an der Spitze schon brannte, ehe noch mehrere dem Brande näher gelegene Häuser von den Flammen erreicht worden waren; daß ferner die alte Schule, das Kaufmann Lugsche und Dr. Braunsche Haus unverfehrt blieben, trotzdem, daß rings um sie her die Feuerflammen zusammenschlugen und fast Alles um sie herum in Asche legten. Von 12½ Uhr bis Morgens nach 6 Uhr waren alle die Häuser, die jetzt auf einem Aschenhaufen liegen, vom Feuer schon fast ganz verzehrt. Daß von einem eigentlichen Löschen fast nicht die Rede seyn konnte, kann man sich denken; Alles suchte eben zu retten, was es nur konnte, wobei Viele das Unglück hatten, daß sie ihre Habe in solche entfernte Stadttheile brachten, die später mit derselben selbst verbrannten. Glücklich noch, wer solche noch von dort mit Mühe und großem Verlust zum zweiten Male retten konnte. Manche flüchteten in der Eile, um schnell fertig zu werden und damit Niemand sich an dem Ibrigen vergreife, in ihre Keller, wo es aber entweder ganz verbrannte oder im elendesten und gebrechlichsten Zustande wieder ans Tageslicht kam. Graßlich war der Jammer; von allen Seiten das ängstliche Geschrei des Viehs, der Angst- und Hülfeschrei der Menschen, an welchen man oft mit schwerem Herzen, tauben Ohres vorübergehen mußte, da man für sich selbst, oder für seine Anverwandten und nächsten Bekannten zu retten hatte. Ich machte, um zu dem meiner Wohnung entlegensten Stadttheile zu gelangen, einen Umweg um die brennende Stadt, — weil man wegen der einstürzenden Dächer und Wände der brennenden Häuser, von Rauch und Gluth nicht mehr ohne Gefahr durch die Stadt selbst konnte — um dort einem Freunde seine Habe zum zweiten Male zu flüchten; allein es begegnete mir auf dem Felde grenzenloser, erbarmungswerther Jammer: hier Händeringen und Verzweiflungsgeschrei, der aus ihren Wohnungen durch das schreckliche Element vertriebenen Menschen, verbunden mit dem kläglichen Brüllen des Viehes; dort lag eine Gruppe auf den Knien und rief in der Verzweiflung zu Gott; dort mußten alte und gebrechliche Personen gestützt werden, die ihre ganze, wenn auch geringe Habe, in einer ohnedies so drangvollen Zeit vollends zu Grunde gehen sahen und Alles, außer dem nackten Leben, verloren. Kurz, wessen Aug und Herz hier nicht Thränen entlockt wurden, der hätte kein Herz oder an der Stelle desselben einen harten Stein. — Gegen halb 6 Uhr wurde nach Brackenheim geschickt, um durch weitere Feuerreiter die Heilbronner Feuerwehr zu Hülfe zu rufen. Diese edlen Männer kamen auch gegen 12 Uhr Mittags in unglaublich kurzer Zeit auf dem Brandplatze an, und wären sie 8 Stunden vorher gekommen, so wären gewiß noch etliche und 50 Häuser gerettet worden. Mit welcher Unermüdlichkeit, Ruhe und Sachkenntniß diese Feuerwehr arbeitet, davon hat man keinen Begriff. Ohne sie wären vielleicht auch noch unsere Älten im Rathhause ein Opfer der Flammen geworden, obgleich sie in einem feuerfesten Gewölbe, das aber nur von Backstein gebaut ist, verwahrt waren. Diesen braven und beschiedenen Männern kann Göttingen für ihre Aufopferung

nicht dankbar genug seyn, und hier zeigte es sich in der That, von welcher außerordentlichem Werthe eine aufs Kommando gehende Feuerwehr auf dem Brandplatze ist. — Diejenige Seite der Stadt, auf welcher der Markbrunnen steht, blieb größtentheils vom Feuer verschont, die obere Vorstadt wurde gar nicht berührt. — Mit innigstem und zu Thränen gerührtem Danke müssen wir die Freigebigkeit der Umgegend, Heilbronn u. s. w., besonders aber die Großmuth der Stuttgarter anerkennen, die mit einer Schnelligkeit und Freigebigkeit halfen, welche auch den Nichtverunglückten Thränen des Dankes für die Geber entlocken mußten. — Auch unserer Staatsregierung haben wir für die angeordneten Maßregeln, zur Vinderung der grenzenlosen Noth, unsern innigsten Dank darzubringen. Groß sind schon bis jetzt die eingegangenen Liebesgaben, allein groß, fürchtbar groß ist auch die Noth und lange wird es dauern, bis derselben ein Ziel gesetzt ist. Fortgesetzte Liebesgaben werden daher immer am Platze seyn, denn es sind gegen 1000 Menschen obdachlos und wenigstens zwei Drittel der Stadt mit ungefähr 140 bis 150 Häusern sind abgebrannt. Was ihr daher zur Vinderung dieser Noth für jetzt und in Zukunft beiträgt, wird von uns aufs Innigste und Dankbarste anerkannt. Im Feuer selbst verbrannte ein 4½jähriges Kind und Verunglückungen beim Löschen kamen mehrere vor.

In Paris ist eine furchtbare Familienszene vorgekommen: Ein Amerikaner Name: Saraby hatte seine junge Frau, mit der er erst seit einigen Jahren verheirathet ist, schon länger im Verdacht der Untreue. Er beschloß, sie auf die Probe zu setzen. Am gedachten Tage nimmt er (nach der gewöhnlichen List der Ehemänner) Abschied von seiner Frau, als wolle er auf mehrere Tage verreisen, kehrt aber noch in derselben Nacht in Begleitung seiner Brüder zurück. Er klopft an die Thür seiner Frau; man öffnet nicht. Er überläßt die Bewachung der Thür seinen Brüdern und dringt, ein Pistol in der Hand, von einem Balkon aus, der eine zweite Verbindung zwischen seinen und seiner Frau Zimmern bildet, durch das Fenster in das Schlafgemach ein. Er findet daselbst Herrn Coetlogon, der kaum Zeit gehabt hat, sich anzukleiden. Ehemann und Geliebte stehen sich starr gegenüber; auch Coetlogon ist mit einer Pistole bewaffnet. Saraby schießt zuerst und trifft seinen Gegner in die Brust; darauf schießt auch Coetlogon, wie er behauptet, in die Luft, wie Saraby sagt, auf ihn; jedenfalls schießt Saraby seinen Arm bluten und schießt auf demselben Wege, auf dem er entkommen. Dadurch läßt er den Liebenden Zeit, auch über den Balkon nach der andern Seite hin zuerst in das Nachbarhaus, von da in die Wohnung Coetlogons zu entkommen. Saraby und die Seinigen glauben sie aber noch im Hause versteckt und befehlen dem Portier, Niemanden herauszulassen. Etwa eine Stunde nachher will ein Herr Borgognon, der eine Treppe höher den Abend friedlich zugebracht hatte und an dem Vorfall nicht theilhaftig war, das Haus verlassen, da stürzen sich die Sarabys, in dem Glauben, er sey der Liebhaber, auf ihn und richten ihn mit Schüssen und Stichen so arg zu, daß er leblos liegen bleibt. Am folgenden Morgen klärt sich der Irrthum auf, man findet Coetlogon, der, nachdem er seine Geliebte in Sicherheit gebracht, ärztliche Hülfe aufgesucht hatte, mit dem Tode ringend in seinem Bett; Borgognon liegt nicht minder schwer darnieder. Saraby ist verhaftet.

Unter  
sterium, d  
temberger  
mit groß  
stand, daß  
dieses aus  
ken für u  
ist gewiß  
eingerm  
beklagt w  
aber je u  
in unsern  
reiner Lie  
halten.

Meiner He  
Gluthend in  
Und gleich  
Sterne, die  
Dämmernd  
Wo das ho  
Hohenkauf  
Krönt ein

Hohenkauf  
Beide Frie  
Schaut ihr  
Jetzt nach  
Schweb h  
Liebesfrüh  
Neber den  
Tont em  
Kühner M  
Wilt ja du  
Wo um S  
Suchend  
Aber in d  
Hält dich  
Wann er  
fliegt, ei  
Land

Kaiser K  
Daß noch  
Wenn du  
Und dein

) So

dort die  
jedoch  
siebenh  
I  
moyosi  
schen  
Ramor  
Albert  
Pandel  
Befehl  
42 de  
Armee  
S  
itanis  
tion u